EINLEITUNG

JÜRGEN KRUSCHE

DIE FRAGMENTIERTE STADT

Die neoliberale Stadt und ihre Auswirkungen auf die öffentlichen Räume

Eine Gruppe heftig diskutierender Männer und Frauen an einem improvisierten Stammtisch am „Zickenplatz“, ein deutscher Kioskbetreiber, der sich in seiner Siedlung ausgeschlossen fühlt, ein disziplinierter Flaschensammler auf seinem Gang durch den Hauptbahnhof und ein junger Obdachloser am Bahnhof Zoo – sie alle beschreiben ihr Leben in Berlin, berichten von ihren täglichen Erfahrungen, von guten wie von schlechten, von Freud und Leid. Ihre alltäglichen Erlebnisse sind indirekte Auswirkungen einer Politik, die für sie – wie auch für viele andere – nur schwer fassbar und durchschaubar ist. Obwohl das Zentrum der Macht vom „Zickenplatz“ zumindest geografisch nicht weit entfernt ist, scheinen die „Mächtigen“ von dem, was die Menschen bewegt, nur wenig zu wissen. Der seit mehr als 40 Jahren stattfindende neoliberale Umbau demokratischer Gesellschaften hat mittlerweile unübersehbare Auswirkungen, um die sich unter anderem dieses Projekt und dieses Buch drehen.

Ein besonderer Blick gilt dabei den Städten und ihren öffentlichen Räumen sowie einem Phänomen, das unter dem Begriff „Exklusion“ zusammengefasst werden kann. Im Zentrum des Projekts standen die Fragen: Wie nutzen und erleben Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen, öffentliche Stadträume? Wo fühlen sie sich willkommen, wo nicht? Wo, wie und warum entstehen Nutzungskonflikte? Welche subjektiven Wahrnehmungen und Erfahrungen stehen hinter Begriffen wie „Verdrängung“, „Ausgrenzung“ oder „Aneignung“? Bevor aber das Projekt näher vorgestellt wird, soll ein Blick auf das diesen Auswirkungen zugrunde liegende politische Programm geworfen werden.

Die unsichtbare und die eiserne Hand

Der Psychologe und Autor zahlreicher Bücher zur politischen Situation in Deutschland Rainer Mausfeld sieht im Neoliberalismus ein „wirmächtiges Transformationsprojekt ökonomischer Eliten, das seit mehreren Jahrzehnten global das Beziehungsgeflecht von Wirtschaft, Gesellschaft und Individuum grundlegend neu gestaltet“ (Mausfeld 2019: 65). Die allgemein bekannte Kerndoktrin ist der sogenannte „freie Markt“. Wenn man diesen sich selbst überließe, könne er gar nicht anders, als optimal funktionieren. Politische Entscheidungen „bestünden im Wesentlichen darin, Hindernisse für das freie Wirken des Markts abzubauen“. Die neoliberale Ideologie ist nach Mausfeld „radikal antidemokratisch und befürwortet seit jeher autoritäre Herrschaftsstrukturen zur Durchsetzung und Aufrechterhaltung ‚freier Märkte‘“ (ebd.: 66). Der Neoliberalismus strebt zwar nach der Freiheit des Markts, benötigt für

deren Durchsetzung aber gleichzeitig die Unterstützung des Staats. Er braucht beides: einen schwachen Staat für Reiche und Konzerne zur Umsetzung der ökonomischen Ziele und einen starken Staat für die Bevölkerung, vor allem für die, die aus dem neoliberalen Spiel ausscheiden, die „Überflüssigen“. Das sind diejenigen, „die ausgerangiert, aus ihren Nischen vertrieben worden oder von vornherein nicht ins Spiel gekommen sind oder sich selbst ins soziale Ausmanövriert haben (...) die mit kleinem Geld versorgt und mit billiger Unterhaltung bei Laune gehalten werden müssen“ (Bude/Willisch 2008: 10). „Die ‚unsichtbare Hand‘ des Marktes (...) findet ihre institutionelle Entsprechung in der ‚eisernen Hand‘ des Staates, die bereitsteht, die Unruhen, die aus der zunehmenden Verbreitung sozialer Unsicherheiten resultieren, unter Kontrolle zu halten.“ (Wacquant 2008: 214)

Vom unternehmerischen Selbst zum Abfall des Markts

Für das neoliberale Projekt notwendig sind: die Flexibilisierung der Arbeitswelt, die Liberalisierung von Marktbeschränkungen und die Privatisierung öffentlicher Güter wie auch die Ökonomisierung und marktförmige Gestaltung aller gesellschaftlichen Bereiche. So gesehen lässt sich „der real existierende Neoliberalismus (...) ökonomisch als eine Extremform des Kapitalismus auffassen“ (Mausfeld 2019: 74). Die Umverteilung von der öffentlichen in die private Hand betrifft neben den Bereichen Bildung und Gesundheit in letzter Konsequenz auch die Gestalt unserer Städte, insbesondere das Aussehen und die Funktionen der öffentlichen Räume. Aber dazu später mehr.

Die Undurchschaubarkeit der Marktmechanismen – der Markt wird nach Adam Smith durch die „unsichtbare Hand“ reguliert – ist wichtiger Bestandteil der neoliberalen Ideologie. Diese entzieht sich dadurch sowohl dem Verständnis wie auch der Kritik. Die eigene Lebenswelt wird undurchschaubar, unvorhersehbar, unberechenbar und durch eigenes Handeln nicht mehr beeinflussbar. Und das macht Angst. Das verlorene Vertrauen in den Staat wird nicht ersetzt durch den Markt. Im Gegenteil, der „freie Markt“ schafft Unfreiheiten und Abhängigkeiten unbekannten Ausmaßes.

Die Arbeitsplätze werden unsicher, prekär. Berufliche und soziale Unsicherheiten sind zu einem Massenphänomen in Deutschland geworden. Befristete Tätigkeiten, Minijobs, Leiharbeit schaffen ein Leben in der permanenten Angst vor dem sozialen Abstieg, davor, irgendwann zu den „Überflüssigen“ zu gehören. Die Lebensbedingungen dieses Prekariats sind durch einen Mangel an Sicherheit und stabilen Beziehungen geprägt. Mehr als 12 Millionen Menschen – das entspricht 15,5 Prozent der Gesamtbevölkerung – müssen nach dem Armutsbericht des Paritätischen Gesamtverbands 2019 in

Deutschland zu den Armen gezählt werden. Doch ist Armut nicht nur ein monetäres Problem, sondern ein „mehrdimensionales Problem, das ökonomische, soziale und kulturelle Aspekte umfasst“ (Butterwege 2018: 13).

Für die Durchsetzung des neoliberalen Projekts allerdings ist Armut ein „geradezu erwünschter Effekt“, denn sie erzeugt Lethargie und verhindert Partizipation. (Mausfeld 2019: 80) Auch Pierre Bourdieu sieht in dieser Prekarisierung nicht nur einen Effekt neoliberaler Ideologie, „sondern vielmehr das Produkt eines politischen Willens. (...) Teil einer neuartigen Herrschaftsform, die auf der Errichtung einer zum allgemeinen Dauerzustand gewordenen Unsicherheit fußt“ (Bourdieu 2004).

Der Philosoph Byung-Chul Han geht noch einen Schritt weiter und sieht den Menschen als Ganzes in Gefahr. Der Neoliberalismus denke seine Ideologie bis in das Selbst hinein. Der Mensch solle als Ganzes zur Ware gemacht und sein gesamtes Leben in rein kommerzielle Werte umgewandelt werden. Kein Lebensbereich solle sich dieser kommerziellen Verwertung entziehen. (Han 2019: 33 ff.) Der Mensch wird zum „unternehmerischen Selbst“, das sich einem ständigen Konkurrenzkampf ausgesetzt sieht. Als *UnternehmerIn* muss es sich auf dem freien Markt durchsetzen, es muss erfolgreich sein, stärker als die anderen. Fremdwänge werden in Eigenzwänge umgedeutet und Selbstausbeutung geht mit dem Gefühl von Freiheit einher. „Die Allgegenwart des Marktes lässt nur die Alternative, sich entweder rückhaltlos dem Wettbewerb zu stellen oder als Ladenhüter zu verstauben.“ (Bröcklin 2007: 72)

Die neoliberale Ideologie führt letztlich dazu, dass alle ihre eigenen Bedürfnisse in den Vordergrund stellen. Statt Solidarität regiert Konkurrenz. In einer auf diese Weise „sozial atomisierten Gesellschaft“ kann soziale Identität nur noch als KonsumentIn gefunden werden. (Mausfeld 2019: 83) Aber selbst als KonsumentIn ist man einer Bewertung und somit einer gewissen Konkurrenz ausgesetzt. Die Firma *Axiom* beispielsweise „unterteilt Menschen in 70 Kategorien, und zwar rein aus ökonomischen Blickwinkeln. Die Gruppe von Personen, die einen sehr geringen Kundenwert aufweisen, heißt ‚waste‘, also Abfall oder Müll“ (Han 2019: 35).

Es entsteht ein Klima, in dem diejenigen, die aus dem neoliberalen Spiel ausgeschieden sind, etwa Arbeits- und Obdachlose oder Hartz-IV-EmpfängerInnen, zunehmend nach ökonomischer Verwertbarkeit beurteilt werden. Sie werden als „VersagerInnen“ und „Überflüssige“ klassifiziert und somit entmenschlicht. Der Soziologe, Konflikt- und Gewaltforscher Wilhelm Heitmeyer stellt infolge des neoliberalen Umbaus der Gesellschaft seit Mitte der 1980er Jahre eine neue „rohe Bürgerlichkeit“ fest. Teile des

Bürgertums hätten, so Heitmeyer, die Solidarität mit „denen da unten“ aufgekündigt und pflegten einen „eisigen Jargon der Verachtung“, mit dem Hartz-IV-EmpfängerInnen und Langzeitarbeitslose als „Nutzlose“ und „Ineffiziente“ diskriminiert werden. *„Rohe Bürgerlichkeit“* zeichnet sich durch Tendenzen eines Rückzugs aus der Solidargemeinschaft aus.“ (Heitmeyer 2012: 35) Ursachen dafür sieht er in der ökonomischen Durchdringung sozialer Verhältnisse, einer „Demokratieentleerung“ (ebd.: 18) und den fehlenden politischen und öffentlichen Debatten über das Verhältnis von Kapitalismus und Demokratie.¹

Vom unternehmerischen Selbst zur unternehmerischen Stadt

Die hier beschriebene neoliberale Ideologie, die das Individuum zu einem unternehmerischen Selbst umzuformen versucht oder es bereits erfolgreich dazu umgeformt hat, spiegelt sich auch in der Funktion der Stadt. Auch die Stadtverantwortlichen/-verwaltungen pflegen seit den 1980er Jahren vermehrt einen unternehmerischen Stadtentwicklungs- und Verwaltungsstil, der als Politik der „unternehmerischen Stadt“ bekannt wurde (Mattissek 2008; Schipper 2013).

Der Wandel vom sozialstaatlichen Modell hin zur „unternehmerischen Stadt“ ist gekennzeichnet von einer Verschiebung der städtischen Kernaufgaben weg von sozialstaatlicher Verwaltung hin zum betriebswirtschaftlichen Management. In den 1980er Jahren wird erstmals von Standortmarketing gesprochen, Kulturpolitik explizit als weiche Standortpolitik begriffen und für Städte werden Corporate Identities entwickelt. Das „Urban Management“ wird zum dominanten Leitbild städtischen Verwaltungshandelns (Schipper 2013: 176). So wird auch die neoliberale Stadt von einem Wettbewerbsregime regiert, das von globalen, transnationalen Konzernen dominiert ist.

Der öffentliche Raum

Die neoliberale Ideologie verändert auf diese Weise nicht nur die Beziehung der Menschen untereinander, die Arbeitswelt, die kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse und die Verwaltung, sondern auch das Aussehen der Städte in markanter Weise. Dies wird nicht nur sichtbar in Form von teils spektakulären Neubauten oder aufwendig renovierten Altbauten, sondern auch in der Gestalt der „öffentlichen Räume“. Unter öffentlichen Räumen verstehen wir Straßen und Plätze, Gassen, Wege und Gehsteige, Grünflächen und Parks. Sie bieten idealerweise Raum für das gemeinsame Dasein von Menschen, sie sind der Ort der Begegnung mit dem Fremden, sie eröffnen Möglichkeiten der Identifikation, der Selbstvergewisserung, der Inszenierung und Darstellung, aber auch der Abgrenzung (Sennett 2018). Der öffentliche Raum kann gleichzeitig

1 Die Feldforschungen und Datenerhebungen zu diesem Projekt endeten im Herbst 2019. Die dramatische gesellschaftliche wie ökonomische Entwicklung der durch das SARS-CoV-2-Virus und die dagegen unternommenen Maßnahmen bedingten Krise 2020 kann deshalb in dieser Publikation keine Berücksichtigung finden, auch wenn diese Krise deutliche Veränderungen in der gesellschaftlichen, politischen wie ökonomischen Ausrichtung nicht nur Deutschlands, sondern der gesamten EU und weltweit bewirkt hat. Auch die Nutzungen der öffentlichen Räume sind durch diese Krise vehement von Veränderungen und ganz neuen Exklusionsstrategien – Stichwort: Ausgangs- und Versammlungsverbot, Sperrstunde, *Social Distancing*, „Verweilverbot“ – betroffen.

als Spiegel einer Gesellschaft im Umgang mit Toleranz, Teilhabe, Konflikten, Verboten und Integration im Kontext sozialer, ökonomischer und politischer Dimensionen räumlicher Entwicklungen gesehen werden.²

2 Wie sich die öffentlichen Räume aufgrund der Maßnahmen zur Bekämpfung der Corona-Pandemie verändert haben und weiterhin verändern werden, ist Aufgabe künftiger Forschungsprojekte. Entsprechende Ergebnisse liegen hierzu im August 2020 noch nicht vor.

Exklusion

Durch zunehmende Privatisierung, Eventisierung, Regulierung und Kommerzialisierung der öffentlichen Räume kommt es zu einer neuen Verteilung der Nutzungen. Besonders in Trendquartieren wird vermehrt reglementiert, wer wann welche Räume in welcher Art und Weise nutzen darf. Willkommen ist, wer „dazugehört“ und kaufkräftig ist. Wer „nicht dazugehört“, wer arm ist, dem bleiben oft bestimmte „öffentliche“ Räume verwehrt. Er wird aktiv ausgeschlossen, mit gezielten Maßnahmen, oder er schließt sich selbst aus, weil er sich nicht dazugehörig fühlt oder sein Geldbeutel für die angebotenen Unterhaltungen nicht groß genug ist (Kronauer 1999, 2002).

Exklusion beschreibt den Prozess des stufenweisen Ausschlusses aus verschiedenen sozialen Bezügen – dem Arbeitsmarkt, dem kulturellen und sozialen Leben, der politischen Partizipation und nicht zuletzt aus den privaten sowie öffentlichen Räumen (Häußermann/Kronauer/Siebel 2004). Grundsätzlich ist der Exklusionsbegriff jedoch problembelastet. Die dichotome Unterscheidung in Dazugehören/Nichtdazugehören entspricht einer „paradoxen Vorstellung einer Innen-Außen-Spaltung der Gesellschaft“ (Kronauer 1999: 62). So wird nämlich das „Drinne“ idealisiert und das „Draußen“ als problematisch beurteilt.

Das Projekt „Die fragmentierte Stadt“ möchte den Begriff in einer erweiterten Sicht, vor allem im Kontext der künstlerischen Stadtforschung, neu betrachten und sieht Exklusion als ein multidimensionales Problem, das sich in folgenden Dimensionen äußert:

- ökonomische Ausgrenzung durch den Verlust des Zugangs zum Arbeitsmarkt, durch den Verlust von Einkommen und damit der Ressourcen für Anerkennung, Teilhabe und Kontaktmöglichkeiten;
- institutionelle Ausgrenzung durch den Verlust von sozialen Schutzrechten;
- soziale Ausgrenzung durch soziale Isolation;
- kulturelle Ausgrenzung durch Diskriminierung kultureller oder ethnischer Eigenarten, negative Etikettierung und Stigmatisierung abweichender normativer Orientierung und Verhaltensweisen;
- Selbstaussgrenzung als Folge von finanziellen Einbußen, Identitätsverlust oder Schamgefühlen. (Häußermann/Kronauer/Siebel 2004: 24 f.)

Das Projekt fokussiert die subjektive Dimension und versucht, diese zu den anderen Dimensionen in Beziehung zu setzen. Dabei gilt es, sich vor Augen zu führen, „dass Exklusion nicht einfach vorliegt, sondern erst durch spezifische Formen der Problematisierung zu einem sozialen bzw. politischen Sachverhalt wird. Als solcher ist sie kein direkter Effekt, der sich so aus der sozialen Welt herauslesen lässt, sondern vielmehr ein Produkt bestimmter Deutungen und Klassifikationsmuster“ (Wagner 2007).

Trotz dieser eher konstruktivistischen Sicht auf das Phänomen Exklusion gibt es durchaus auch sehr konkrete, das heißt handfeste Vorgehensweisen – es ist hier auch nicht verkehrt, von „Strategien“ zu sprechen – des unternehmerischen Stils der Stadtverwaltungen: etwa die Wegweisungspraktiken sowie neue Formen des Stadtraummanagements, aber auch baulich-gestalterische Elemente oder neue Repräsentationen (Wehrheim 2012). Die Untersuchung im Rahmen des Projekts orientierte sich an drei unterschiedlichen Feldern der Kontrolle und Regulierung räumlicher Praktiken: der physischen Organisation, der gesetzlichen Kontrolle sowie der mentalen Wahrnehmung.

Innerhalb der physischen Organisation des Raums werden bauliche Elemente dazu verwendet, sichtbare und strikte Grenzen für Raumpraktiken zu setzen. Seit den 1990er Jahren findet beispielsweise sogenanntes „Abwehrdesign“ immer häufiger Anwendung im öffentlichen Raum: Bauliche Elemente werden so gestaltet, dass neben der Einladung an eine zugelassene Nutzung zusätzlich die Verhinderung einer unerwünschten Nutzung eingeschrieben ist. In Großstädten rund um den Globus entstehen als *defensive design* gebaute Maßnahmen wie Metall- oder Betonspitzen an überdachten Orten oder Armlehnen bei Bänken, um Obdachlose, AlkoholikerInnen, SkaterInnen oder andere an bestimmten unerwünschten Nutzungen zu hindern.³

Die gesetzliche Kontrolle reguliert – neben informellen Normen – die Raumnutzungen zum Beispiel über Wegweisung, Platzverweis und Aufenthaltsverbot (Rolshoven 2008). Seit den 1990er Jahren werden vermehrt Überwachung und Kontrolle (etwa Videoüberwachung) sowie Zugangsbeschränkungen (etwa Betretungsverbote, *gated communities*) eingesetzt (Glasze et al. 2005). Bestimmte Handlungen sind in genau definierten Räumen verboten (zum Beispiel Betteln bei Geldautomaten, „Herumhängen“ bei Schulen, Freizeiteinrichtungen, Läden etc.). Dabei gibt es Verbote, die speziell auf einzelne Gruppen oder Kategorien zielen. (Wehrheim 2012: 58)

Während es sich bei der physischen Organisation und der gesetzlichen Kontrolle des Raums um bewusst eingesetzte Strategien

3 Alex Andreou, The Guardian, „Anti-homeless spikes: ‚Sleeping rough opened my eyes to the city's cruelty‘“, 18.02.2015

handelt, findet die mentale Wahrnehmung von Raum vornehmlich unbewusst statt. Codes und Symbole werden eingesetzt, um Un-erwünschte mittels Warnungen oder subtileren Abschreckungsmaßnahmen davon abzuhalten, einen Raum zu betreten, auch wenn keine physischen Barrieren vorhanden sind. So symbolisiert ein mit exklusiver Ästhetik gestalteter Platz, dass Außenseiter oder gesellschaftliche Gruppen, die mit dem Stigma der mangelhaften Sauberkeit belegt sind, in diesen Räumen nicht willkommen sind (Zukin 1998: 33 ff.). Diese ästhetischen Codes appellieren bei den durch die neoliberale Ideologie zur Selbstentwertung neigenden Individuen an den selbstauferlegten Zwang, einen Ort, der scheinbar nicht zum eigenen sozialen Status passt, auch nicht zu betreten.

Eine andere Form des Ausschlusses, die immer mehr an Bedeutung gewinnt, ist die Trennung zwischen öffentlichem und privatem Territorium. In den letzten Jahrzehnten haben sich neue „öffentliche Raumtypen“ stark verbreitet, die vor allem dem Konsum dienen: Themenparks, Shopping Malls, Einkaufspassagen, Urban Entertainment Center und Bahnhöfe neuen Typs. Sie alle sind de jure private Räume der öffentlichen Sphäre, in denen eine „Hausordnung“ die erlaubten und verbotenen Nutzungen definiert (Wehrheim 2012: 34).

Die Sichtbarkeit von Exklusion in der Stadt

Exklusion findet auf verschiedenen Ebenen statt und kann aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden. Alle genannten Maßnahmen der Kontrolle und Regulierung haben Auswirkungen in der Stadt und sind erfahrbar und sichtbar, so unsere These. Vor allem die öffentlichen Räume unterliegen starken Veränderungen, und zwar nicht nur in ihrer Gestalt, sondern vor allem in der Art der Nutzungen und Nutzergruppen wie auch in ihren Atmosphären. Atmosphären in der Stadt „machen auf eine Wirklichkeit jenseits der Dinge aufmerksam“ (Hasse 2012: 26). Über Atmosphären sind auch Abwesenheiten wahrnehmbar und indirekt *sichtbar*.

Bauliche Veränderungen, wie sie Aufwertungsmaßnahmen mit sich bringen, sind oft eindeutig zu erkennen. Neue Fassaden, Balkone, Neubauten, neue Läden und Cafés sowie Straßenberuhigungen haben durchaus positive Effekte. Sie führen aber auch sehr oft zu einer Art „Homogenisierung“ der Anwohnerschaft. Gentrifizierung wird beispielsweise oft als „Austausch von statusniedrigeren durch statushöhere BewohnerInnen“ definiert (Holm 2010: 7). In diesen „gentrifizierten“ Stadtteilen wie beispielsweise dem Prenzlauer Berg prägt dann eine bestimmte Klientel das Stadtbild (Gude 2014). Die Auswirkungen von Verdrängung, bedingt durch steigende Mieten, sind dort gewissermaßen *sichtbar*. Dem aufmerksamen Beobachter fällt auf, dass eine bestimmte soziale

Schicht das Bild prägt, dass es keine Heterogenität mehr gibt und nur wenig soziale Durchmischung. Exklusion kann also auch durch Abwesenheit sichtbar werden: durch das Fehlen von marginalisierten Gruppen wie Obdach- und Wohnungslosen, AlkoholikerInnen, Bettelnden oder FlaschensammlerInnen. Diese „armen“ oder sozial schwächeren Personen nutzen Räume anders als die neu Hinzugezogenen. Für Marginalisierte sind öffentliche Räume oft auch Wohnräume, Orte, an denen sie sich treffen und gemeinsam ein Bier aus dem Kiosk trinken. Oder es sind „Arbeitsorte“, Orte zum Geldverdienen durch Betteln, Flaschensammeln, Musizieren oder den Verkauf von Straßenzeitungen. Für die anderen dagegen, für die, die „dazugehören“ und es sich leisten können, sind es Erholungsräume und hauptsächlich Orte des Konsums. Straßen-Cafés, Bars und Restaurants, Weinhandlungen und Designerläden prägen oft das städtische Erscheinungsbild. Die seit den 70er Jahren zunehmende „Mediterranisierung“ der Gastronomie ist ein sichtbares Ergebnis dieser Entwicklung der letzten Jahrzehnte und trägt zu einer sich verändernden Stadtatmosphäre bei (Yildiz 2017).

Diese fehlende Differenz (auch Vielfalt oder Vielheit genannt) in stark aufgewerteten, sogenannten „Trendquartieren“ ist ein Verlust – ein Verlust einer Offenheit, die als Übung in Toleranz und Miteinander betrachtet werden kann und ebenso wie das Aushalten von konfliktuellen Auseinandersetzungen zu jeder *offenen Stadt* gehört (Rolshoven 2017). Stattdessen muss die neu erworbene „Ordnung“ mit Maßnahmen geschützt werden. Mehr Kontrolle und Überwachung sollen zur Wahrung von Ordnung und Sauberkeit beitragen. Schließlich soll der zwanglose Konsum nicht gestört werden.

Und all das kann man sehen und spüren, oft auch hören und sogar riechen. Stark aufgewertete Quartiere haben eine andere Atmosphäre als weniger aufgewertete. Oft bilden diese „Konsuminseln“ eine Art Cluster, in dem eine spezifische Atmosphäre herrscht, und schon zwei, drei Straßen weiter findet man eine Nische, in der eine andere Stimmung dominiert. Oft etwas rauer und lauter, bei genauerem Hinsehen vielleicht auch etwas menschlicher und lebendiger. Diese Art der Fragmentierung kann im großen Maßstab zwischen einzelnen Stadtgebieten stattfinden wie auch im kleinen, im Abstand von nur wenigen Straßen. Aber mehr und mehr sind ganze Stadtteile von dieser Fragmentierung betroffen. Die Innenstadtgebiete werden zu Wohn-, Schlaf- und immer mehr zu alleinigen Konsuminseln, die peripheren Stadtregionen dagegen zu gesichtslosen Gewerbegebieten und Wohnorten zweiter Wahl, in der oft Trostlosigkeit die Atmosphäre dominiert. Von dieser Fragmentierung handelt das Projekt „Die fragmentierte Stadt“.

Forschungsprojekt „Die fragmentierte Stadt“

Das künstlerische Forschungsprojekt „Die fragmentierte Stadt“ beschäftigte sich mit verschiedenen Aspekten von Exklusion, und zwar aus einer subjektiven Perspektive der Betroffenen heraus und mit einem besonderen Fokus auf öffentliche Räume. Es zielte sowohl in seiner Methodik wie auch durch den Einsatz verschiedenster Medien auf eine multiperspektivische Darstellung räumlicher Exklusionsprozesse. Das Projekt wurde geleitet von der Idee, die Betroffenen selbst, also die Exkludierten, zu Wort kommen zu lassen. Im Fokus standen ihre Sicht auf ihre eigene Situation und die Wahrnehmung des eigenen Alltags.

Zu Beginn wurde der Versuch unternommen, eine möglichst breite Auswahl unterschiedlicher Formen von Exklusion aufzuzeigen, weshalb drei Städte in drei Ländern als Untersuchungsorte ausgewählt wurden: Zürich, Berlin und Graz. Mit der Zeit konzentrierte sich die Arbeit dann vermehrt auf Berlin, da sich dort bereits eine große Anzahl der unterschiedlichsten Formen von Exklusion finden ließen. Berlin steht deshalb in dieser Publikation im Zentrum.

Das interdisziplinäre Team bestand aus vier Personen mit unterschiedlichem Hintergrund⁴ und vereinte die folgenden Disziplinen: bildende Kunst, Film und Video, Film- und Kulturwissenschaft, Kulturwissenschaftliche Stadtforschung, Geschichte, Visuelle Anthropologie und Soziologie.

Künstlerische Forschung

Die Vielzahl an Kompetenzen und Erfahrungen der Forschenden bildete die Basis für dieses transdisziplinär angelegte Forschungsprojekt. Der Einsatz verschiedener künstlerischer Medien und Methoden war selbstverständlich. Neben klassischen ethnografischen Methoden und soziologischen Perspektiven kamen vor allem konkrete ästhetische Verfahren zum Einsatz. Es wurde mit der Videokamera, der Fotokamera und dem Smartphone fotografiert oder mit einem Schauspieler gearbeitet. Diese verschiedenen Herangehensweisen können als „künstlerische Forschung“ verstanden werden – als ein nicht systematisches, subjektiv ausgerichtetes, kreatives und exploratives Erkunden. Dieses ausgedehnte Erkunden führte zu sehr unterschiedlichem Datenmaterial, das nicht nur ausgewertet und archiviert, sondern mehrfach umgearbeitet und wieder in den Forschungsprozess eingebracht wurde. Es war ein prozesshaftes Vorgehen, das nicht zuletzt von den „ProtagonistInnen“ abhing und/oder von diesen in unerwartete Richtungen gelenkt wurde. Es sollte die Sicht der Exkludierten im Vordergrund stehen, nicht die der Forschenden.

Begleitende Gespräche mit ExpertInnen aus der Sozialen Arbeit (beispielsweise mit den MitarbeiterInnen von *Gangway*

4 Siehe Biografien im vorliegenden Band (S. 207)

oder der Bahnhofsmmission in Berlin) oder den städtischen Verwaltungen und Ordnungsämtern halfen dabei, die Kontexte, in denen die Obdachlosen, die „deutschen Trinker“⁵ oder die AsylbewerberInnen sich bewegen, besser zu verstehen. Auf diese Weise konnten auch geeignete Untersuchungsorte gefunden werden, sogenannte *Hotspots*, die nicht auf den ersten Blick als solche erkennbar sind, beispielsweise die untere Kurfürstenstraße in Berlin. Im Mittelpunkt stand dabei jedoch immer wieder das eigene Erkunden. Dies vor allem, um ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, das notwendig war, um den anvisierten „subjektiven Blick“ einfangen zu können.

Im Laufe des Projekts haben sich die Forschungspraktiken immer wieder verändert. Zum Teil wurden auch neue entwickelt, etwa die Arbeit mit einem Schauspieler oder das Rezitieren eines Textes, der aus einer Reihe von Interviews hervorgegangen war, gemeinsam mit PassantInnen.⁶

Diese Offenheit gegenüber Methoden und Medien kann als vorteilhafte Eigenart, als Spezifik der künstlerischen Forschung angesehen werden. Dank dieses unvoreingenommenen Vorgehens und des Vermögens, auf Ungeplantes zu reagieren, tritt das zu Erwartende oft gerade nicht ein, dafür aber etwas vollkommen Anderes, Unerwartetes. Doch ist das nicht das alleinige Privileg der künstlerischen Forschung. Auch in den sogenannten „harten Wissenschaften“ gibt es ähnliche Ansätze. So bezeichnet der Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger „das Forschen als eine Suchbewegung (...), die sich auf der Grenze zwischen dem Wissen und dem Nichtwissen bewegt. Das Grundproblem besteht darin, dass man nicht genau weiß, was man nicht weiß. Damit ist das Wesen der Forschung kurz, aber bündig ausgesprochen“ (Rheinberger 2007).

In diesem Sinne wurde auch versucht, die Ergebnisse der Untersuchung durch die Veröffentlichung in Form eines E-Books über das übliche Text-Bild-Verhältnis hinaus mit digitalen Möglichkeiten zu erweitern. Das E-Book ermöglicht die Vernetzung von Text und Fotografie mit Videosequenzen und akustischen Medien. Anvisiert wird ein Zusammenklang der unterschiedlichen Medien, durch den sich auch aus deren Zwischenräumen heraus Erkenntnisse gewinnen lassen.

Insbesondere dem Bild (Fotografie und Video) kommt eine besondere Rolle zu. Das Bild wird nicht nur als eine den Text begleitende Illustration oder eine (Re-)Präsentation verstanden, sondern als ein „epistemisches Ding“, also etwas, das Erkenntnisse hervorbringen und vermitteln soll. Ein epistemisches Ding verkörpert „das Neue, noch Ungewusste an der Grenze vom Wissen

5 Dies ist ein Ausdruck eines Verwaltungsangestellten aus Berlin, den dieser während eines Interviews verwendete.

6 Die Dokumentation dieses gemeinsamen Lesens eines Textes mit PassantInnen konnte aus zeitlichen Gründen leider nicht in die Publikation aufgenommen werden.

zum Nichtwissen“ (Rheinberger 2015: 73). Dieser spezifischen Wissensproduktion im Sinne eines *doing knowledge* soll vor allem mit dem Bildessay Rechnung getragen werden. Dabei geht es nicht darum, „ein vermeintlich enthaltenes Wissen, einen semantischen Gehalt zu dechiffrieren, sondern dieses sollte in Auseinandersetzung mit der Darstellung, d. h. auch in Auseinandersetzung mit deren sinnlichen Affekten entwickelt werden“ (Bippus 2013: 257).

Was ist Exklusion?

Die Frage „Was ist Exklusion?“ stand am Anfang unseres gemeinsamen Forschens. Eine abschließende Antwort konnte nicht gefunden werden. Im Laufe der Arbeit wurde der Begriff – ganz im Sinne Rheinbergers – eher noch dunkler und unbestimmter. Er wurde aber auch immer stärker von anderen Begriffen gerahmt, die unabdingbar mit ihm verbunden zu sein scheinen. In den Vordergrund rückten Fragen nach Abgrenzung oder Identität. Wer bin ich? Wo gehöre ich hin? Wo will ich hingehören, wo nicht? Neben bewusste Exklusionsprozesse treten sehr oft auch unbewusste, wie viele Beispiele in diesem Buch aufzeigen.

Obwohl der Begriff aufgrund seiner Komplexität nur schwer theoretisch zu fassen ist, sind seine *Wirkungen* unübersehbar. Und von genau diesen Wirkungen sprechen die Menschen, die hier zu Wort kommen. Neben den Menschen sind immer wieder auch Dinge, Atmosphären, Aktionen und Geräusche Zeugen dieser Prozesse, sodass auch in der Publikation durch ein Netzwerk verschiedenster „Akteure“ eine Komplexität entsteht, die dem Begriff gerecht zu werden versucht.

Das „fraktale Prinzip“

Trotz eines offenen Endes hat sich im Laufe der gemeinsamen Arbeit immer wieder ein Prinzip gezeigt, das hier als Hypothese kurz vorgestellt werden soll:

Das Phänomen Exklusion folgt einem „fraktalen Prinzip“: Aus einem scheinbar Ungeteilten ergeben sich Exkludierte und Inkludierte, die sich wiederum jeweils in Exkludierte und Inkludierte aufteilen – solange, bis die Gruppe zu klein ist, um sich weiter zu teilen. Wie wir sehen konnten, geschieht dies in jeder Gruppe, was bedeutet, dass Exklusion kein „exklusives“ Phänomen ist, sondern allgegenwärtig. Exklusion ist eine gesellschaftliche Realität, die (fast) überall – das heißt nicht nur in Randgruppen – zu finden ist, beginnend bei der Mehrheitsgesellschaft und größeren gesellschaftlichen Gemeinschaften bis hin zu kleineren und kleinsten Gruppen und Beziehungen.

Das bedeutet: Auch Exkludierte exkludieren. Sie sind nicht nur passiv, sondern auch aktiv an diesen Prozessen beteiligt. Zu

beobachten war dies zum Beispiel am Bahnhof Zoo: Eine große Gruppe von aus der Mehrheitsgesellschaft Ausgeschlossenen – die Exkludierten – teilte sich weiter in deutsche Obdach- und Arbeitslose sowie Hartz-IV-BezügerInnen auf der einen Seite und polnische Arbeitslose sowie AsylbewerberInnen aus verschiedenen Ländern auf der anderen Seite. Die „deutsche Gruppe“ grenzte sich bewusst ab und versuchte, sich Privilegien gegenüber den anderen beiden Gruppen zu verschaffen. Sie nahm keine PolInnen oder AsylbewerberInnen bei sich auf und machte gleichzeitig durch ein eigenes Regelwerk deutlich, wer „dazugehört“ und wer nicht, bestimmte Personengruppen wurden also ausgeschlossen.⁷ Dieses Prinzip von Dazugehören und Nichtdazugehören setzte sich über verschiedene Ebenen fort. Das ist es, was wir „fraktales Prinzip“ nennen.

⁷ Weitere Fallbeispiele für dieses Prinzip finden sich vor allem im Beitrag von Thomas Schärer (S. 32-71)

Die Beiträge

Alle Beiträge basieren, wie oben erwähnt, sowohl auf ausgedehnten Feldforschungen wie auch auf zahllosen Interviews mit ExpertInnen aus den verschiedensten Bereichen. Durch die gewählten Medien fand mit der Zeit eine Ausdifferenzierung der Arbeitsweisen statt, die letztlich zu vier unterschiedlichen Beiträgen für die vorliegende Publikation führte. So gibt es zwei Beiträge, welche eine Kombination aus Text und Video ins Zentrum stellen, ein Beitrag arbeitet beinahe ausschließlich mit Fotografie und ein weiterer basiert hauptsächlich auf Audiointerviews.

Thomas Schärer wertet in seinem Beitrag zahllose Feldnotizen und Aufzeichnungen seiner Begegnungen aus und rückt vier unterschiedliche subjektive Blickwinkel ins Zentrum. Exkludierte aus allen drei Städten zeigen und sprechen über ihr Lebensumfeld. Die vier Beispiele verdeutlichen, wie ein Leben zwischen aktivem Ausgegrenztwerden und dem Wunsch nach Teilhabe aussieht. Sie zeigen die Unterschiede auf, die sich ergeben, je nachdem, ob man allein oder in Gruppen, in vorübergehenden oder dauerhaften Gemeinschaften unterwegs ist. Es wird deutlich, dass bei allen Exkludierten ein Bedürfnis nach Teilhabe sowohl am öffentlichen Raum wie auch an der Gesellschaft vorhanden ist. Auch zeigen die vier Beispiele, dass Exklusion keinesfalls ein Freisein von Regeln bedeutet. Sobald eine größere Gemeinschaft wie die „Platte“ unter einer Eisenbahnbrücke entsteht, werden Regeln kreiert, die das Zusammenleben strukturieren und Hierarchien herausbilden. Eine Beobachtung, die uns unter anderem zu der oben genannten Hypothese – der Exklusion als „fraktales Prinzip“ – geführt hat.

Der zweite Beitrag „Herumlungern“ als eigensinnige Alltagspraxis“ von Julia Weber verortet sich ausschließlich in Berlin und geht der Frage nach, welche produktiven Potenziale sich unter

sicht- und beobachtbaren Oberflächen von Praktiken verbergen, die von dominanten gesellschaftlichen Diskursen als potenzielles „Herumlungern“ codiert werden. Am Beispiel einer ethnografischen Feldstudie über einen Treffpunkt am Hohenstaufenplatz (Berlin), wo sich langzeiterwerbslose Menschen fast täglich versammeln, geht sie diesen Paradoxien zwischen den negativ konnotierten Fremdzuschreibungen und Selbstwahrnehmungen der AkteurInnen auf den Grund. Ein spezieller Fokus gilt hierbei der Innensicht dieser Gruppe und ihren Praktiken und wie sie über die Jahre eine Kultur des Füreinander-Da-Seins vor Ort entwickelt hat. Julia Weber untersucht das „Herumlungern“ der „Zickenplatz-Leute“ als eine kollektive Alltagspraktik des Sich-Aneignens eines öffentlichen Standorts, das ihren Wunsch nach Zugehörigkeit, Austausch und Anerkennung öffentlich sicht- und diskutierbar macht.

Der Bildessay von Jürgen Krusche basiert auf verschiedenen fotografischen Ansätzen, die hier essayartig zusammengeführt werden. Von Anfang an war die Fotografie in dem Projekt nicht dazu vorgesehen, den subjektiven Blick zu vermitteln, sondern das Umfeld der vorgefundenen Situationen und Orte zu dokumentieren. Es wurde einerseits versucht, mittels inszenierter Fotografie die Atmosphäre der Situationen und Orte, an denen sich Exkludierte im öffentlichen Raum aufhalten, festzuhalten und aufzuzeigen. Andererseits sollten im Sinne der *Material Culture Studies* die damit verbundenen Gegenstände fotografisch festgehalten werden. Der Bildessay kombiniert die verschiedenen fotografischen Ansätze mit Skizzen aus den Feldtagebüchern, Schnappschüssen aus dem Arbeitsprozess und handschriftlichen „Slogans“ unbekannter Herkunft und Autorschaft.

Aya Domenig dringt in ihrem Beitrag am tiefsten in die subjektive Sicht unserer „ProtagonistInnen“ ein. Neben der sichtbaren Präsenz in den Videos, die auf gründlichen Beobachtungen und einer engen Zusammenarbeit mit den ProtagonistInnen basieren, kommen diese auch sehr ausführlich in Texten zu Wort. Diese entstanden auf Basis der Tonspuren zahlreicher Videosequenzen und entsprechen, soweit es möglich und verständlich ist, dem „Originalton“. Text und Video ergeben auf diese Weise ein beinahe schon intimes Bild der dargestellten Personen mit ihren je eigenen Problemlagen und ihrem Umgang damit.

Der letzte Beitrag „Currybernd macht die Klappe zu – für immer“ schließt den Kreis des Forschungsprojekts. Im Oktober 2019 fand eine Aktion an der Kurfürstenstraße in Berlin statt, bei der Teilergebnisse des Forschungsprojekts an den Ort der Forschung zurückgespielt wurden. Die Reaktionen der RezipientInnen wurden teilweise aufgezeichnet und wieder in den Erkenntnisgewinnungs-

sprich Forschungsprozess eingefügt. Ein kurzer Text sowie Fotografien dieses Events werden hier vorgestellt.

Statt einer Conclusio

Obwohl zwischendurch immer wieder versucht wurde, eine abschließende Conclusio zu definieren, gibt es eine solche nicht – und soll es auch nicht geben. Vielmehr sollen die Beiträge vom Leser, von der Leserin, vom Betrachter, der Betrachterin der Videos und Fotografien mental und kognitiv zu einem übergreifenden „Bild“ zusammengefasst werden, zu einem Konstrukt, das auch die Teile zwischen den Beiträgen, zwischen den Texten, Videos und Fotografien zu einem Ganzen synthetisiert. Der Prozess des Forschens soll nicht mit dem Buch enden. Im Sinne der künstlerischen Forschung stellt auch die Rezeption einen Teil des Forschungsprozesses dar – eines Prozesses, der nicht endet, der vielleicht bei dem einen oder anderen Rezipienten weiterwirkt und die Sicht auf die „Realität“ verändert. Eine „Offene Stadt“, wie sie Richard Sennett schon vor Jahren proklamiert hat, die auf dem freien Zugang aller gesellschaftlicher Gruppen und Schichten basiert, scheint in Zeiten so radikaler gesellschaftlicher wie politischer Veränderungen, wie wir sie dieser Tage erleben, besonders bedroht zu sein. Doch gerade der Umgang mit den Schwächsten einer Gesellschaft kann als Indikator dafür gelesen werden, in welchem Zustand sich ein Land, eine Gesellschaft befindet. Wo endet das Interesse der Politik oder der herrschenden Klasse? Wer zieht an welcher Stelle die Trennlinie zwischen denen, die „dazugehören“, und den „Überflüssigen“? Und was geschieht mit diesem immer größer werdenden Teil unserer Gesellschaft? Fragen, die hier nicht beantwortet werden können, die wir aber im Gedächtnis behalten und an die wir denken sollten, wenn uns das nächste Mal jemand einen Becher hält und um „etwas Kleingeld“ bittet.

Literaturliste

Neoliberalismus

- Bröcklin, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt am Main
- Bourdieu, Pierre (2004): „Prekarität ist überall“, in: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, Konstanz, S. 107–113
- Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hg.) (2008): Exklusion – Die Debatte über die „Überflüssigen“, Frankfurt am Main
- Butterwege, Christoph (2018): Armut, Köln
- Han, Byung-Chul (2019): Kapitalismus und Todestrieb. Essay und Gespräche, Berlin
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2012): Deutsche Zustände: Folge 10, Frankfurt am Main
- Mausfeld, Rainer (2019): Angst und Macht. Herrschaftstechniken der Angsterzeugung in kapitalistischen Demokratien, Frankfurt am Main
- Wacquant, Loïc (2008): „Armut als Delikt“, in: Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hg.): Exklusion – Die Debatte über die „Überflüssigen“, S. 213–224

Die unternehmerische Stadt

- Krusche, Jürgen (2017): Die ambivalente Stadt, Berlin
- Mattissek, Annika (2008): Die neoliberale Stadt. Diskursive Repräsentationen im Stadtmarketing deutscher Großstädte, Bielefeld
- Schipper, Sebastian (2013): Genealogie und Gegenwart der „unternehmerischen Stadt“. Neoliberale Regieren in Frankfurt am Main, Münster
- Sennett, Richard (2018): Die offene Stadt, Berlin
- Yildiz, Erol (2017): „Stadt, Migration und Vielheit. Vom hegemonialen Diskurs zur Alltagspraxis“, in: Krusche, Jürgen (Hg.): Die ambivalente Stadt, S. 62–78

Exklusion

- Glasze, Georg/Pütz, Robert /Rolfes, Manfred (Hg.) (2005): „Die Verräumlichung von (Un-)Sicherheit, Kriminalität und Sicherheitspolitiken – Herausforderungen einer kritischen Kriminalgeographie“, in: Dies.: Diskurs-Stadt-Kriminalität. Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie, Bielefeld, S. 13–104
- Gude, Sigmar/Bouali, Kerima (2014): „Gentrifizierung oder Wiederkehr der Wohnungsnot? Sozialstrukturelle Entwicklungstendenzen in Berliner Innenstadtwohngebieten“, in: Holm, Andrej (Hg.): Reclaim Berlin. Soziale Kämpfe in der neoliberalen Stadt, Berlin/Hamburg, S. 27–49
- Hasse, Jürgen (2012): Atmosphären der Stadt. Aufgespürte Räume, Berlin
- Häußermann, Hartmut/Kronauer, Martin/Siebel, Walter (Hg.) (2004): An den Rändern der Städte, Frankfurt am Main

Holm, Andrej (2010): Wir Bleiben Alle! Gentrifizierung – Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung, Berlin

Kronauer, Martin (1999): „Die Innen-Außen-Spaltung der Gesellschaft. Eine Verteidigung des Exklusionsbegriffs gegen seinen mystifizierenden Gebrauch“, in: Herkommer, Sebastian (Hg.): Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus, Hamburg, S. 60–72

Kronauer, Martin (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hochentwickelten Kapitalismus, Frankfurt am Main/New York

Krusche, Jürgen (2011a): „Berlin ist hässlich – und das ist gut so! Der Wert des Hässlichen im Urbanitätsdiskurs“, in: Arch+ 201/202, Berlin, S. 62–65

Krusche, Jürgen (2011b): Strassenräume – Berlin, Shanghai, Tokyo, Zürich. Eine fotoethnografische Untersuchung, Baden

Rolshoven, Johanna (2008): „Die Wegweisung. Die Züchtigung des Anstößigen oder: Die europäische Stadt als Ort der Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit“, in: Tomkowiak, Ingrid/Egli, Werner: Intimität, Zürich, S. 35–58

Rolshoven, Johanna (2017): „Stadtsicherheit 2.0 – Camouflage der Widersprüche“, in: Krusche, Jürgen (Hg.): Die ambivalente Stadt, Berlin, S. 34–47

Wagner, Thomas (2007): Vom „Ende“ der Armut und „Entdeckung“ der Exklusion. Des Königs neue Kleider oder „neue“ Qualitäten der Ungleichheit? <http://www.sozialarbeit.ch/dokumente/ende%20der%20armut.pdf>, 20.1.2016

Wehrheim, Jan (2012): Die überwachte Stadt – Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung, Opladen/Berlin/Toronto

Zukin, Sharon (1998): „Städte und die Ökonomie der Symbole“, in: Kirchberg, Volker/Göschel, Albrecht (Hg.): Kultur in der Stadt, Opladen, S. 27–40

Künstlerische Forschung

Bippus, Elke (2013): „(Kunst-)Forschung. Eine neuartige Begegnung von Ethnologie und Kunst“, in: Johler, Reinhard/Marchetti, Christian et al. (Hg.): Kultur. Kultur. Denken, Forschen, Darstellen, Münster/New York, S. 252–258

Rheinberger, Hans-Jörg (2007): Man weiss nicht genau, was man nicht weiss. Über die Kunst, das Unbekannte zu erforschen, Neue Zürcher Zeitung, Artikel vom 5.5.2007, <https://www.nzz.ch/article/ELG88-1.354487>

Rheinberger, Hans-Jörg (2015): „Experimentalsysteme und epistemische Dinge“, in: Gamm, Gerhard/Gehring, Petra/Hubig, Christoph et al. (Hg.): Jahrbuch, Technikphilosophie 2015, Ding und System, Zürich/Berlin, S. 71–79